Eigenthum, Druck und Verlag von R. Graßmann.
Redaktion und Expedition Kirchplatz 3.
Annahme von Inseraten Schulzenstraße 9 und Kirchplatz 3.

Abonnement für Stettin monatlich 50 Pfg., mit Trägerlohn 70 Pfg., auf der Post vierteljährlich 2 Mk., mit Landbriefträgergeld 2 Mk. 50 Pf.
Inserate die Petitzeile 15 Pfennige.

Stettiner  Zeitung.

Abend-Ausgabe. Donnerstag, den 30. Juli 1885. Nr. 350.

Abonnements-Einladung.

Wir eröffnen hiermit ein neues Abonnement auf die Monate August und Sept. für die einmal täglich erscheinende Pommersche Zeitung mit 1 Mark, für die zweimal täglich erscheinende Stettiner Zeitung mit 1 M. 34 Pf. Bestellungen nehmen alle Postanstalten an.

Die Redaktion.

Deutschland.

Berlin, 29. Juli. Neuer Submissionserlaß. (Schluß.)

Bedingungen für die Bewerbung um Arbeiten und Lieferungen.

§ 1. Persönliche Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit der Bewerber. Bei der Vergebung von Arbeiten oder Lieferungen hat Niemand Aussicht als Unternehmer angenommen zu werden, der nicht für tüchtige, pünktliche und vollständige Ausführung derselben — auch in technischer Hinsicht — die erforderliche Sicherheit bietet.

§ 2. Einsicht und Bezug der Verdingungsanschläge 2c. Verdingungsanschläge, Zeichnungen, Bedingungen 2c. sind an den in der Ausschreibung bezeichneten Stellen einzusehen und werden auf Ersuchen gegen Erstattung der Selbstkosten verabfolgt.

§ 3. Form und Inhalt der Angebote. Die Angebote sind unter Benutzung der etwa vorgeschriebenen Formulare, von den Bewerbern unterschrieben, mit der in der Ausschreibung geforderten Ueberschrift versehen, versiegelt und frankirt bis zu dem angegebenen Termine einzureichen. Die Angebote müssen enthalten: a. die ausdrückliche Erklärung, daß der Bewerber sich den Bedingungen, welche der Ausschreibung zu Grunde gelegt sind, unterwirft; b. die Angabe der geforderten Preise nach Reichswährung, und zwar sowohl die Angabe der Preise für die Einheiten als auch der Gesammtforderung; stimmt die Gesammtforderung mit den Einheitspreisen nicht überein, so sollen die letzteren maßgebend sein; c. die genaue Bezeichnung und Adresse des Bewerbers; d. seitens gemeinschaftlich bietender Personen die Erklärung, daß sie sich für das Angebot solidarisch verbindlich machen, und die Bezeichnung eines für Geschäftsführung und zur Empfangnahme der Zahlungen Bevollmächtigten; letztes Erforderniß gilt auch für die Gebote von Gesellschaften; e. nähere Angaben über die Bezeichnung der etwa mit eingereichten Proben. Die Proben selbst müssen ebenfalls vor dem Bietungstermine mit eingesandt und derartig bezeichnet sein, daß sich ohne Weiteres erkennen läßt, zu welchem Angebot sie gehören; f. die etwa vorgeschriebenen Angaben über die Bezugsquellen von Fabrikaten. Angeöote, welche diesen Vorschriften nicht entsprechen, insbesondere solche, welche bis zur festgesetzten Terminstunde bei der Behörde nicht eingegangen sind, welche bezüglich des Gegenstandes von der Ausschreibung selbst abweichen, oder das Gebot an Sonderbedingungen knüpfen, haben keine Aussicht auf Berücksichtigung. Es sollen indessen solche Angebote nicht ausgeschlossen sein, in welchen der Bewerber erklärt, sich nur während einer kürzeren als der in der Ausschreibung angegebenen Zuschlagfrist an sein Gebot gebunden halten zu wollen.

§ 4. Wirkung des Angebots. Die Bewerber bleiben von dem Eintreffen des Angebots bei der ausschreibenden Behörde bis zum Ablauf der festgesetzten Zuschlagsfrist bezw. der von ihnen bezeichneten kürzeren Frist (§ 3 letzter Absatz) an ihre Angebote gebunden. Die Bewerber unterwerfen sich mit Angabe des Angebots in Bezug auf alle für die daraus entstehenden Verbindlichkeiten der Gerichtsbarkeit des Ortes, an welchem die ausschreibende Behörde ihren Sitz hat und woselbst auch sie auf Erfordern Domizil nehmen müssen.

§ 5. Zulassung zum Eröffnungstermin. Den Bewerbern und deren Bevollmächtigten steht der Zutritt zu dem Eröffnungstermine frei. Eine Veröffentlichung der abgegebenen Gebote ist nicht gestattet.

§ 6. Ertheilung des Zuschlages. Der Zuschlag wird von dem ausschreibenden Beamten oder von der ausschreibenden Behörde oder von einer dieser übergeordneten Behörde entweder im Eröffnungstermin zu dem von dem gewählten Unternehmer mit zu vollziehendem Protokoll oder durch besondere schriftliche Mittheilung ertheilt. Letzterenfalls ist derselbe mit bindender Kraft erfolgt, wenn die Benachrichtigung hiervon innerhalb der Zuschlagsfrist als Depesche oder Brief dem Telegraphen- oder Postamt zur Beförderung an die in dem Aufgebot bezeichnete Adresse übergeben worden ist. Trifft die Benachrichtigung trotz rechtzeitiger Absendung erst nach demjenigen Zeitpunkt bei dem Empfänger ein, für welchen dieser bei ordnungsmäßiger Beförderung den Eingang eines rechtzeitig abgesendeten Briefes erwarten darf, so ist der Empfänger an sein Angebot nicht mehr gebunden, falls er ohne Verzug nach dem verspäteten Eintreffen der Zuschlagserklärung von seinem Rücktritt Nachricht gegeben hat. Nachricht an diejenigen Bewerber, welche den Zuschlag nicht erhalten, wird nur dann ertheilt, wenn dieselben bei Einreichung des Angebotes unter Beifügung des erforderlichen Frankatur-Betrages einen desfallsigen Wunsch zu erkennen gegeben haben. Proben werden nur dann zurückgegeben, wenn dies in dem Angebotschreiben ausdrücklich verlangt wird, und erfolgt alsdann die Rücksendung auf Kosten des betreffenden Bewerbers. Eine Rückgabe findet im Falle der Annahme des Angebotes nicht statt; ebenso kann im Falle der Ablehnung desselben die Rückgabe in so weit nicht verlangt werden, als die Proben bei den Prüfungen verbraucht sind.

Eingereichte Entwürfe werden auf Verlangen zurückgegeben.

Den Empfang des Zuschlagschreibens hat der Unternehmer umgehend schriftlich zu bestätigen.

§ 7. Vertrags-Abschluß. Der Bewerber, welcher den Zuschlag erhält, ist verpflichtet, auf Erfordern über den durch die Ertheilung des Zuschlages zu Stande gekommenen Vertrag eine schriftliche Urkunde zu vollziehen. Sofern die Unterschrift des Bewerbers der Behörde nicht bekannt ist, bleibt vorbehalten, eine Beglaubigung derselben zu verlangen.

Die der Ausschreibung zu Grunde liegenden Verdingungs-Anschläge, Zeichnungen u. s. w., welche bereits durch das Angebot anerkannt sind, hat der Bewerber bei Abschluß des Vertrages mit zu unterzeichnen.

§ 8. Kautionsstellung. Innerhalb 14 Tagen nach der Ertheilung des Zuschlages hat der Unternehmer die vorgeschriebene Kaution zu bestellen, widrigenfalls die Behörde befugt ist, von dem Vertrage zurückzutreten und Schadenersatz zu beanspruchen.

§ 9. Kosten der Ausschreibung. Zu den durch die Ausschreibung selbst entstehenden Kosten hat der Unternehmer nicht beizutragen. Dazu bemerkt der Erlaß „im Uebrigen" noch Folgendes: „Bei Lieferungen darf ein bestimmter Produktionsort nicht vorgeschrieben, insbesondere nicht der ausländische Ursprung der Waare zur Bedingung gemacht werden. Der Aufnahme einer Bemerkung über den Vorbehalt der Auswahl unter mehreren Mindestfordernden oder unter sämmtlichen Bewerbern in die Bekanntmachungen, welche bezüglich öffentlicher Auszeichnung erlassen werden, bedarf es nicht. Diejenigen Fälle, in welchen bei einem öffentlichen oder engeren Ausschreibungs-Verfahren die gewählten Unternehmer nicht die Mindestfordernden waren, sind in einer besonderen Anlage zu der Abnahme-Verhandlung über die betreffende Rechnung zusammenzustellen, wobei die Stellung der Forderungen dieser Unternehmer zu den abgegebenen Mindestforderungen zu bezeichnen ist und kurz die Gründe anzugeben sind, welche für die Wahl der betreffenden Unternehmer unter Ausschluß der Mindestfordernden ausschlaggebend waren."

Hieran schließen sich die „Allgemeinen Vertrags-Bedingungen für die Ausführung von Hochbauten", unter denen besonders die des § 7 hervorzuheben sind, in welchen u. A. gefordert wird, daß nur tüchtige und geübte Arbeiter bei den Arbeiten beschäftigt werden dürfen und „untüchtige" Arbeiter auf Verlangen entlassen werden müssen.

Berlin, 29. Juli. Ueber den Aufenthalt des Kaisers in Gastein schreibt von dort ein Mitarbeiter der „Köln. Ztg." Folgendes: Fast eine Woche ist vergangen, seitdem Kaiser Wilhelm hier eingetroffen, und erfreulicher Weise zeigt sich mit jedem Tage mehr die stärkende Wirkung der Heilquelle. Freilich ist der Kaiser schon wesentlich durch die Emser Kur gekräftigt hier angelangt; gleich nach seiner Ankunft am Dienstag Abend erledigte der Monarch zu nicht geringem Erstaunen seiner Umgebung eine Reihe von Arbeiten, und schon am Mittwoch Morgen sah man ihn einen längeren Spaziergang machen, den er seitdem bis heute jeden Tag wiederholt hat. Um so befremdlicher erschienen hier allen Anwesenden Berichte in Wiener und zahlreichen deutschen Blättern, welche von Hinfälligkeit und Hülfsbedürftigkeit, von Theilnahmlosigkeit oder gar von schleppendem Gang und gebückter Haltung wissen wollten, dann aber bald einlenkten und zu erzählen wußten, das alles habe sich nach zwei oder drei Bädern gebessert. Das eine ist so unwahr, wie das andere. Die Zahl von Männern, welche im Anfang der siebziger Jahre stehen und so rüstig daherschreiten und geistig frisch sind, wie Kaiser Wilhelm heute an der Schwelle des 90. Lebensjahres erscheint, ist ganz gewiß nicht groß. Alle Welt hier ist einstimmig in der Bewunderung über das Aussehen und die Rüstigkeit des Kaisers, zumal nach überwundener schwerer Krankheit. Der Kaiser steigt jeden Morgen die hohe Freitreppe, welche zum Badeschloß führt, herunter und tritt an der Seite eines Adjutanten dann einen längeren Spaziergang an, überall hin freundlich grüßend, lebhaft mit dem Begleiter und vielfach mit begegnenden Personen plaudernd. Die Mehrzahl derselben sind dem Kaiser bekannt, zuweilen richtet er aber auch an Unbekannte das Wort. So hörte ich ihn einen Mann fragen, woher er sei und welches Geschäft er betreibe. „Ich bin Papierfabrikant", antwortete der Gefragte. „Machen Sie auch Papiergeld?" fragte darauf der Kaiser. „Nein, Ew. Majestät". „Das ist auch nicht immer lohnend!" scherzte der Kaiser und ging weiter. Häufig sieht man ihn mit seiner Umgebung und einigen Damen plaudern und scherzen, und alle Personen, welche täglich mit ihm verkehren, rühmen seine heitere Stimmung. Der Kaiser lebt hier sehr ruhig und zurückgezogen. Er steht um 7½ Uhr früh auf und begiebt sich in Begleitung des hiesigen Bade-Arztes Dr. von Hertl und eines Leibarztes in das Bad, welches mit 28 Gr. Réaumur genommen wird; hier verweilt er 15 bis 20 Minuten. Darauf ruht der Kaiser eine Stunde, nimmt dann den Thee und empfängt sodann die ihm von Berlin gesandten Postsachen, für deren Beförderung bekanntlich ein eigener Kurierdienst eingerichtet ist. Um 10 Uhr folgt dann der Spaziergang auf der Kaiser-Promenade, an der Kirche besteigt der Kaiser den Wagen, der ihn zurückführt. Den nachgesandten Rollstuhl hat der Kaiser bis jetzt noch nicht benutzt. Nach der Rückkehr fanden die Vorträge des Militär-Kabinets bis jetzt durch den Oberst von Brauchitsch und des Zivil-Kabinets durch dessen Chef den Geh. Rath v. Wilmowski statt. Darauf nimmt der Kaiser das Frühstück, erledigt einige Arbeiten und empfängt einzelne Personen oder macht Besuche. Um 4 Uhr folgt dann die Mittagstafel meist mit seiner Umgebung oder unter Hinzuziehung einiger Personen. Gegen Abend unternimmt der Kaiser eine Ausfahrt; nach der Heimkehr liest er Zeitungen, um 9 Uhr nimmt er den Thee und um 10 Uhr begiebt er sich zur Ruhe. Ab und zu verbringt er einen Abend in der Villa Solitude bei der Gräfin Lehndorff, um sich mit den hier von Dilettanten aus der Gesellschaft dargestellten kleinen theatralischen Aufführungen zu zerstreuen. Dem Kaiser behagt der Aufenthalt ganz außerordentlich, und es ist zweifellos, daß der allgemeine Wunsch, den verehrten Monarchen völlig gekräftigt heimkehren zu sehen, in Erfüllung gehen wird.

— Die „Köln. Ztg." schreibt: Die Vorbereitungen für die neuen deutschen Postdampfer-Linien sind in vollem Gange. Leider nehmen sie auf einem Gebiete eine Wendung, die für die rheinisch-westfälische Eisen- und Stahl-Industrie große Enttäuschungen hervorrufen dürfte. Bei Erörterung der Bedingungen für die Vergebung der Unterstützung war von Anfang an auch der Gedanke, den deutschen Schiffsbau zu heben, in den Vordergrund gerückt worden. Von mehreren Seiten war betont worden, daß die deutschen Werften dasselbe leisten, was die Werften des Auslandes vermögen. Eine Verbindung der deutschen Schiffsbauer sei doch wohl nicht möglich. Ueberdies herrsche auf den deutschen Werften zur Zeit eine große Arbeitslosigkeit. Auch war vom Bundesrathstische ausdrücklich hervorgehoben worden, daß in erster Linie der deutsche Schiffsbau bedacht werden solle. In dieser Hinsicht wurden eine Reihe Anträge eingebracht, von denen wir als den wichtigsten den der Sozialdemokraten nennen wollen, der folgenden Wortlaut hatte: „In diese Linien einzustellende Dampfer müssen auf deutschen Werften und aus deutschem Material, soweit solches in Deutschland beschafft werden kann, gebaut sein." Die Reichstags-Mehrheit theilte mit der Regierung diesen Gesichtspunkt unbedingt, doch hielt man, um den Unternehmer durch die unbedingte Form einer solchen Vorschrift nicht der Willkür der Schiffswerften preiszugeben, es für ausreichend, im Gesetz sich auf die Bestimmung zu beschränken: „In diese Linien einzustellende neue Dampfer müssen auf deutschen Werften gebaut sein." Entsprechend dieser gesetzlichen Anordnung wurde denn auch, wie in den Bedingungen der Verdingung, so im Artikel 10 des mit dem Norddeutschen Lloyd geschlossenen Vertrages bestimmt: „In diese Linien einzustellende neue Dampfer müssen auf deutschen Werften und thunlichst unter Verwendung deutschen Materials gebaut werden. Die an den Dampfern vorzunehmenden größeren Instandsetzungen müssen, soweit thunlich, ebenfalls auf deutschen Werften zur Ausführung gelangen." Die jetzige Ausführung schlägt nun leider einen ganz anderen Weg ein. Man hatte darauf gerechnet, daß der Norddeutsche Lloyd einige seiner großen Dampfer aus der Amerikafahrt wegnehmen, sie in die neuen Hauptlinien einstellen und jene dann durch neue große Dampfer der Elbeklasse ersetzen würde, deren Bau wenigstens zum Theil dem „Vulkan" als der größten deutschen Werft anvertraut werden würde, damit dieser endlich einmal das irrige Vorurtheil des Norddeutschen Lloyd, daß der deutsche Schiffsbau dem englischen nicht gewachsen sei, Lügen strafen könne. Das Unerwartete geschah aber leider; der Lloyd entzog wiederum wie bisher den Bau der erforderlichen drei großen Dampfer der Elbeklasse den deutschen Schiffswerften und begnügte sich damit, ihnen den Bau 3 mittleren und 3 kleineren zu übertragen. Aber auch die Art dieser Uebertragung ist nicht geeignet, zur Förderung des deutschen Schiffsbaues beizutragen. Alle leistungsfähigen Werfte an der Weser und Elbe sind nicht berücksichtigt worden, obwohl die Noth der Zeit und der Mangel an Beschäftigung die Ueberweisung wenigstens eines Theils der Lieferung im Interesse zahlreicher Arbeiter wünschenswerth erscheinen ließ. Eine einzige Schiffswerft, der Vulkan zu Stettin, berechnete sich, daß sie bei gleichzeitiger Ausführung sämmtlicher sechs Neubauten und infolge der dadurch möglichen Ersparungen und technischen Vortheile sehr wohl in der Lage sei, die Forderungen der westlichen, weniger großartig eingerichteten Werfte zu unterbieten, ihr Angebot soll für die einzelnen Schiffe bis zu 200,000 und 250,000 Mark betragen haben, und so konnte es nicht fehlen, daß der Vulkan den Zuschlag für alle sechs Schiffe erhielt, freilich zu einem Preise, der den Gewinn aus dem Unternehmen aufs knappste herunterdrücken wird. Daraus aber entstand die fernere Nothwendigkeit, sich das Material, das für den Bau zu verwenden war, aufs Billigste zu verschaffen. Dem Vertrage entsprechend hat sich der Vulkan deshalb an eine Reihe leistungsfähiger deutscher Werke gewandt und billigste Anerbietungen erbeten, gleichzeitig aber auch eine Reihe englischer Werke zu Angeboten aufgefordert. Nun ist bekannt, daß in England zur Zeit die Lage der Eisen- und Stahlindustrie noch schlechter ist als bei uns, und daß die englischen Werke zum Theil Lieferungen unmittelbar an der Grenze des Selbstkostenpreises und vielleicht noch darunter übernehmen müssen, lediglich um ihre Werke nicht stillzustellen und ihre Arbeiter nicht zu entlassen. So sind selbstverständlich aus England eine Reihe von Anerbietungen eingetroffen, die sich viel billiger als die deutschen stellen. Bei einer Reihe derselben kann schon jetzt festgestellt werden, daß die deutschen Werke sie nicht erreichen können, wenn sie nicht beträchtliche Beträge zusetzen wollen. Schon soll der Vulkan einen Theil der erforderlichen Bleche englischen Werken über-

tragen haben und die Zuweisung noch weiterer Lieferungen innerhalb der nächsten Zeit gleichfalls an englische Werke beabsichtigt werden. Auf der andern Seite wissen wir allerdings, daß wegen einzelner Lieferungen schon mit der Firma Krupp abgeschlossen ist, indeß zu einem Pr·ise, der nahezu als Schleuderpreis zu kennzeichnen ist. Es wäre sehr zu bedauern, wenn auf solche Weise ein wichtiger, bei Erlaß des Dampfergesetzes maßg:bender Gesichtspunkt, die Hebung der deutschen Industrie, die Förderung der deutschen Arbeit, so gründlich durchkreuzt werden würde, und wir wollen, so lange es noch Zeit ist, dem Wunsche und der Erwartung Ausdruck geben, daß es allen Betheiligten gelingen möge, einen Schritt zu verhindern, der thatsächlich eine Schädigung unserer vaterländischen Industrie bedeuten würde.

— Das Tagesereigniß bildet in Paris die vorgestrige Rede Ferry's über die Kolonialpolitik Frankreichs, die Rede füllte die ganze Sitzung aus. Anfangs wurde Ferry mit beschimpfenden Zurufen, wie: „Sie sind ein Unverschämter!" „Sie waren Frankreichs Unglück!" u. dergl. hart zugesetzt; als aber der Präsident Ordnungsrufe niederregnen ließ und Ferry seine Fassung behielt, verstummten die Unterbrechungen allmälig, und in der zweiten Hälfte der dreieinhalbstündigen Rede wurde er aufmerksam angehört. Schon lange vor Beginn der Kammersitzung waren die Tribünen überfüllt und herrschte das regste Leben innerhalb und außerhalb des Palais Bourbon. Nachdem Ferry seit dem Tage seines Sturzes ungeachtet aller Angriffe und Herausforderungen seitens der radikalen und monarchistischen Opposition beharrlich geschwiegen hatte und selbst die Debatte über den Vertrag von Tientsin vorübergehen ließ, ohne das Wort zu ergreifen, entschloß er sich jetzt endlich, bei der Diskussion über die Madagaskar-Kredite seinen Gegnern zu antworten. Die Radikalen, welche aus der sogenannten Politik der Abenteurer in fernen Ländern bekanntlich ihre Hauptwahlplatform machen, und zugleich glauben, hiermit den Kredit der Opportunisten und Ferryisten im Lande vernichtet zu haben, suchten von Anfang der Debatte über Madagaskar, Ferry zu zwingen, die Tribüne zu besteigen Dieser nahm den Handschuh auf, und sprach recht wirksam. Er beschränkte sich nicht auf Madagaskar, sondern behandelte die Kolonialpolitik in ihrer Gesammtheit und im Großen. Er entwickelte, daß die Kolonialpolitik auf politischen, ökonomischen und humanitären Gründen und Erwägungen und Interessen beruhe, daß Frankreich für seine Industrie und seinen Handel der Kolonialpolitik bedürfe und daß es eine zivilisatorische Aufgabe damit erfülle. Bezüglich des Vorwurfs, er habe mit seiner Kolonialpolitik in fernen Ländern für Frankreich einen Ersatz für verlorene Provinzen gesucht, erklärte Ferry: Es giebt keine mögliche Kompensation für die Unglücksschläge, die unser Land getroffen haben. Ich habe dies niemals geglaubt, und es heißt meinen Patriotismus beleidigen, mir solches zuzutrauen. Aber Frankreich kann sich nicht gänzlich in der Betrachtung seiner Wunden absorbiren und Allem fern bleiben, was außerhalb Europas geschieht. Die Politik des Recueillement und der Enthaltung wäre die Decadence. Frankreich muß an der kolonialen Ausdehnung, welche alle Völker heute verfolgen, theilnehmen, wenn es nicht als Großmacht abdanken will. Die republikanische Majorität sage nur frei und stolz den Wählern, was sie mit und in der Kolonialpolitik angestrebt habe, und das Land wird denen, die seine materielle, moralische und intellektuelle Größe gewollt haben, nicht zürnen noch sich von denselben abwenden. Der Beifall war ein lebhafter. Ferry's Freunde umringten ihn beim Verlassen der Tribüne und beglückwünschten ihn zu dieser Vertheidigung seiner Politik. Clemenceau wird am Donnerstag Ferry antworten. Vorerst ist Ferry's Erfolg unbestreitbar.

— Am 5. August werden sich die preußischen Bischöfe wieder einmal in Fulda versammeln. Es ist bezeichnend, daß diese Versammlung erst stattfindet, nachdem die vielbesprochene Paderborner Frage zur höchsten Zufriedenheit der ultramontanen Kampfpartei erledigt ist. Dies war, wie die klerikalen Blätter täglich ausführten, einer der kritischsten und verhängnißvollsten Wendepunkte in dem ganzen kirchenpolitischen Streit, und was auch immer in so wichtigen Fragen, wie der Vorbildung der Geistlichen, seitens der Kirche geschehen sollte, es durfte nicht nach den Entschließungen eines einzelnen Bischofs, sondern nur durch gemeinsame Uebereinkunft sämmtlicher Bischöfe unter Zustimmung der römischen Kurie geschehen. Und nun warteten die Bischöfe mit ihrer Zusammenkunft, bis die wichtigste Entscheidung, die seit langer Zeit aufgetreten war, ohne irgend welches Zuthun ihrerseits getroffen ist und die ultramontane Hetzpresse einen Triumph ohne Gleichen gefeiert hat. Die Herabwürdigung der Stellung der Bischöfe in Deutschland ist nie klarer zu Tage getreten, als in diesen Vorgängen. Im nächsten Jahre feiert die berühmte Emser Punktation, die Abwehr römischer Uebergriffe durch die deutschen Bischöfe, ihr hundertjähriges Jubiläum. Was ist seitdem aus dem stolzen deutschen Episkopat, zerdrückt von dem römischen Absolutismus einerseits, einer zügellosen klerikalen Demagogie andererseits, geworden! Unter diesen Umständen wird man der Fuldaer Bischofs-Konferenz nur mit mäßiger Spannung entgegensehen können. Die Bischöfe leiten die kirchliche Politik nicht mehr, und auch bei früheren ähnlichen Zusammenkünften hat man nicht die Erfahrung gemacht, daß von ihnen ein entscheidender Anstoß in der kirchenpolitischen Bewegung ausgegangen wäre, am allerwenigsten im Sinne einer Förderung der friedlichen Bestrebungen.

Stettiner Nachrichten.

Stettin, 30. Juli. Die Grundzüge des Gesundheitsdienstbetriebs im deutschen Heere werden in einem längern nun zum Schlusse gediehenen sachverständigen Aufsatze in dem neuesten Hefte der Eulenberg'schen Vierteljahrsschrift dargestellt. Dieser Darstellung ist zu entnehmen, daß es der eigenen wissenschaftlichen Anregung der Militärärzte überlassen ist, im Einvernehmen mit ihren Truppentheilen in bestimmten Zeitabschnitten Untersuchungen vorzunehmen, um den Einfluß zu erkennen, welchen der Militärdienst auf den Menschen unter den gegebenen Verhältnissen ausübt. Die Truppenbefehlshaber pflegen an derartigen Untersuchungen Antheil zu nehmen und sind ebenso geneigt, gesundheitliche Anträge der Militärärzte anzunehmen, wie die letztern verpflichtet sind, solche auch unaufgefordert zu stellen. Zur Gesunderhaltung der Truppen hat sich das militärärztliche Augenmerk nicht nur auf die Personen an sich, sondern auf deren gesammte Umgebung, namentlich auf den Aufenthalt der Truppen, die Beschaffenheit des Besatzungsorts mit seinen örtlichen Eigenthümlichkeiten und wohnlichen Einrichtungen, sowie auf die Bekleidung, Ernährung und die Besonderheiten der militärischen Beschäftigungen zu richten. Zur Vermittelung dieser Bekanntschaft wird bei den jährlich stattfindenden örtlichen, beziehentlich baulichen Besichtigungen der Besatzungsanstalten der rangälteste obere Militärarzt des betreffenden Truppentheils hinzugezogen und dieser Arzt hat insbesondere die Gesundheitspflege zu berücksichtigen, auch von dem Ergebnisse dieser die Gesundheitspflege betreffenden Untersuchungen dem Truppen- oder Anstalts-Befehlshaber mündlich oder schriftlich Meldung zu machen. Eine öftere und durch besondere Abordnungen stattfindende Untersuchung der Kasernen (z. B. bei herrschenden Seuchen), deren Anordnung den militärischen Befehlshabern überlassen bleibt, ist hierdurch nicht ausgeschlossen. Gegenüber besonders wichtigen Einflüssen beschränken sich diese Besichtigungen der Militärärzte nicht auf den Augenschein, sondern ergänzen sich durch die Verwendung aller technischen Untersuchungsmittel, welche die Wissenschaft an die Hand giebt. Dies gilt in ausgesprochener Weise vom Trinkwasser, dessen physikalische und chemische Untersuchung besonders geregelt ist. Der Nährwerth der Mannschaftskost ist zeitweise auf Anordnung des Truppenbefehlshabers militärärztlich festzustellen und diese Feststellung auf Grund der in der Kriegs-Gesundheitsordnung gegebenen Verhältnißzahlen der verschiedenen Nährstoffe vorzunehmen. Hier sind nicht nur beherzigenswerthe Winke über Nahrung und Getränke, sondern auch über die Bekleidung, Pflege des äußern Körpers und den Gesundheitsdienst unter besondern Verhältnissen (z. B. auf Märschen) gegeben. Unmittelbar gegen die Entstehung der Seuchen richten sich die gesundheitlichen Maßnahmen und die Regeln des Reinigungs-, Entgiftungs- und Abwehrverfahrens. Die hier gegebenen Ordnungsvorschriften stehen auf der Höhe der Wissenschaft.

— Schöffengericht. — Sitzung vom 30. Juli. — Eine fragwürdige Persönlichkeit, welche versucht, sich einen möglichst räthselhaften Nimbus zu geben, präsentirte sich heute in der Person einer Russin, der verwittweten Maria Alexandrowna Werner, geb. Iwanoff, auf der Anklagebank. Dieselbe steht im Alter von 41 Jahren, sie sieht in ihrem Aeußern sehr reduzirt aus, scheint aber nicht ungebildet zu sein, da sie nicht nur der russischen, sondern auch der deutschen und französischen Sprache mächtig. Ueber ihr Vorleben verweigert sie jede Auskunft, durch die amtlichen Ermittelungen ist nur festgestellt, daß sie früher in Berlin als Klavierlehrerin und Klavierstimmerin, sowie als Sängerin in niederen Lokalen sich ihren Unterhalt erwarb; seit Februar 1884 schwebt vollständiges Dunkel über ihr Leben. In Berlin machte sie sich schon früher durch ihr Auftreten als „Attentats Riecherin" bemerkbar, sie verstand es, Attentate auf gekrönte Häupter zu wittern und machte hiervon den Botschaftern der betreffenden Regierungen Meldung; hinterher stellte es sich allerdings stets heraus, daß den angeblichen Attentaten jede Grundlage fehlte und daß dieselben wohl nur in dem Kopfe der Werner gespukt hatten. Auch ihr heutiges Debut auf der Anklagebank hat sie einer gleichen Ursache zu danken. Am 19. Juni d. J. erschien sie auf dem hiesigen russischen Konsulat und übergab dort einen in russischer Sprache abgefaßten Brief, in welchem in ziemlich mysteriöser Weise von einem Attentat auf den Kaiser von Rußland gesprochen wird. Gleichzeitig erzählte sie, sie habe den Brief in Stargard hinter Kisten gefunden und wäre derselbe dort von Personen in ordinärer Kleidung, aber mit sehr feiner Wäsche und im Besitz von bedeutenden Geldmitteln verloren worden. Gleiche Angaben machte sie über das Auffinden eines Briefes, welchen sie am 25. Juni auf dem englischen Konsultat hierselbst abgab. Dieser Brief war in deutscher Sprache abgefaßt und enthielt gleichfalls mysteriöse Attentatsangaben. Obwohl die Werner bei Uebergabe der Briefe keine Vergütigung beansprucht hatte, wurde doch gegen sie Anklage wegen versuchten Betruges erhoben, da aus ihrem ganzen Benehmen angenommen wurde, daß sie die höchst wahrscheinlich von ihr selbst aufgesetzten Briefe nur deshalb abgegeben habe, um eine Belohnung zu erlangen. Gleichzeitig wurde auch Anklage wegen Landstreichens erhoben, da sie jede Auskunft über ihre Lebensweise seit Februar 1884 verweigerte und angenommen wurde, daß sie sich ziellos von Ort zu Ort umhergetrieben habe. Durch ihr ganzes Benehmen vor Gericht lieferte sie, in Verbindung mit der Beweisaufnahme, den vollen Beweis ihrer Schuld und erkannte der Gerichtshof wegen versuchten Betruges auf 1 Woche Gefängniß und wegen Landstreichens auf 14 Tage Haft, auch soll die Werner nach verbüßter Strafe der Landespolizei behufs Ueberführung über die Grenze überwiesen werden.

— Am Freitag geht im Elysiumtheater zum Benefiz des Herrn Arnim Schwellach das bekannte Gartenlaubenstück „Am Altar" in Szene und zwar wird der Benefiziant den Bauer spielen, während die Rolle des Graf Ottfried von Herrn Jacques übernommen ist. Bei der Beliebtheit des Stückes und des jugendlichen, begabten Benefizianten dürfte der Besuch des Theaters ein guter werden. Wir wollen dies von ganzem Herzen hoffen.

— Gestern Vormittag bemerkte ein Taubenzüchter von seinem im 5. Stock des Hauses Mönchenstraße 21 belegenen Schlage aus einen Habicht und schoß nach demselben mehrere Male mit einem Teschin, hierbei traf er jedoch den Habicht nicht, dagegen verirrte sich eine Kugel in ein Fenster des gegenüberliegenden Hauses Breitestraße 51, zerschlug eine Scheibe und nur einem glücklichen Zufall ist es zu danken, daß der am Fenster stehende Sohn des Wohnungsinhabers durch die umherfliegenden Scherben nicht verletzt wurde.

Aus den Provinzen.

× Greifenberg i. P., 29. Juli. Zu dem großen Musikfest, welches gestern in Kolberg stattfand, waren auch von hier und Umgegend eine Anzahl von Personen gefahren, denen es recht angenehm war, daß die Alt-Damm-Kolberger Eisenbahn einen Extrazug von Kolberg zurück bis nach hier und Naugard eingerichtet hatte, der von dort erst nach 11 Uhr Abends abgelassen wurde. — Bei dem Schloßbau in Stuchow verunglückte vor einigen Tagen ein dort beschäftigter Maurer und verstarb bald darauf in Folge der erhaltenen Verletzungen, obgleich der Mann gar nicht hoch herunter gefallen war und auch für schnelle ärztliche Hülfe gesorgt wurde. — Im nächsten Monat werden von den Dragonern wieder Schießübungen mit scharfer Munition am Strande abgehalten werden.

Kunst und Literatur.

Eine passende Reiselektüre zu finden, ist schwerer, als es erscheint — sie muß sehr amüsant sein und doch nicht so spannend, daß man den Wagenwechsel darüber versäumt, sie muß ein richtiges Format haben und — muß billig sein, damit die Sorge um ihre Erhaltung nicht allzuschwer auf uns lastet. All diese Wünsche und Ansprüche befriedigt der kleine Band, in dem zwei lustige Geschichten von Hackländer, dem vielerprobten Reisebegleiter und allezeit fesselnden Erzähler: „Montecchi und Capuletti" und „Ein Sperrsitzabonnement zu acht", mit 50 reizenden Illustrationen von Eugen Horstig soeben erschienen (Verlag von C. Krabbe in Stuttgart, Preis 1 Mark). Wie liebenswürdig weiß der Künstler dem Erzähler zu folgen und welch' elegante, anmuthige Bildchen führt er uns vor! Die graziöse Amerikanerin, die schon auf der Ueberfahrt ihren Reisegefährten und den Leser erobert, wie vornehm einfach erscheint sie auf dem kleinresidenzlichen Hofball in der Mitte ihrer sehr verschieden nüancirten Verehrer, und wenn im „Sperrsitzabonnement" der Dichter selbst sich etwas ironisch zu seinen beiden Heldinnen verhält, der Stift des Künstlers hat sie mit so viel Reiz dargestellt, daß es sehr glaublich wird, wie ein Theaterbesuch neben ihrem Sperrsitz verhängnißvoll werden mußte! [234]

Wurzbach, A. v., Geschichte der holländischen Malerei. („Das Wissen der Gegenwart" XL. Band.) 8°. 228 Seiten. 1885. Leipzig, G. Freytag, 1 Mark. — Prag, F. Tempsky, 60 Kr.

Wenn das „Wissen der Gegenwart" mit diesem, übrigens in sich abgeschlossenen Bande den ersten Theil einer „Geschichte der Malerei in Einzeldarstellungen" dem Publikum vorlegt, so entspricht das nicht blos dem Namen und Geist des Unternehmens, sondern ist in der That eine wesentliche, wichtige Erweiterung und Vertiefung seines Inhaltes. Die holländische Malerei in ihrer scharf ausgeprägten inhaltlichen und formalen Originalität, in ihrem kräftig realistischen, naturalistischen Charakter steht dem Kunstgeschmack der Gegenwart ganz besonders nahe, der in dem selbstständigen Studium der Natur den Weg zur originellen Produktivität sucht im Gegensatz zu jener Richtung, welche bei den Werken vergangener Zeiten und fremder Völker allein das Heil zu finden meinte. Frisch und fesselnd geschrieben, mit 71 vorzüglichen Abbildungen geschmückt ist dieses Werk über eine große Kunst selbst ein kleines Kunstwerk, dem wir weite Verbreitung wünschen. [157]

Bäder-Nachrichten.

Teplitz-Schönau. In der Nebeneinanderstellung der chemischen Analysen und Temperaturgrade der Teplitzer Thermen mit beispielsweise jenen von Wiesbaden, Aachen, Kreuznach dürfte bei dem nicht fachkundigen Laien die irrige Vorstellung erweckt werden, als sei Teplitz-Schönau in seiner Heilwirkung schwächer und unzuverlässlicher als die übrigen genannten Bäder, weil es stoffärmer und weniger heiß ist. Um einer solchen irrthümlichen Meinung zu begegnen, dürfte es nicht überflüssig sein, in gedrängter Kürze den Gesichtspunkt zu präzisiren, von welchem aus Thermalbäder in ihrer Wirkungsweise beurtheilt werden sollen. Teplitz-Schönau ist ein sogenanntes chemisch indifferentes Bad, eine Akratotherme, d. h. es hat einen sehr geringen Antheil an fixen Mineralstoffen, in 1000 Theilen ca. 0.63 gelöst, e reiht sich sonach den Thermen von Gastein, Pfeffers, an, während z. B. Wiesbaden eine alkalische Kochsalztherme ist.

Die allbekannte Heilwirkung der Teplitz-Schönauer Thermen speziell auf Exudationsformen findet in diesem mathematischen Verhältnisse die richtigste physiologische Erklärung. Je stoffärmer das umgebende Wasser ist, desto sicherer und rascher treten die im Körper angehäuften Salze nach dem Gesetze der Transfusion durch die Oberhaut durch, während bei salzreichen Wässern ein allmäliger langsamer Umtausch stattfindet. Es ist demnach die Stoffarmuth der Teplitz-Schönauer Quellen kein Nachtheil, sondern ein ganz hervorragender Vortheil derselben.

Aehnlich steht es auch mit der Temperatur. Bei 55 Grad R. (Wiesbaden) badet kein Kurgast, selbst nicht bei 39.5 Grad (Teplitz), sondern erfahrungsmäßig bei 30—27 Grad. Es muß daher das heiße Wasser auf die gewünschte Temperatur abgekühlt werden, dadurch verliert es nicht nur einen Theil der Gase (Kohlensäure), sondern auch von der an die tellurische Wärme gebundenen dynamischen Kraft. Es ist wiederum daher ein Vorzug einer Thermalquelle, wenn sie dem Körper möglichst direkt bei ihrem Austritt aus dem Erdboden zugeführt werden kann und es liegt hierin auch die Erklärung, warum die Teplitz-Schönauer Quellen Hunderttausende von Geheilten segnen.

Vermischte Nachrichten.

Stettin. Bei der letzten Prüfung der Präparandinnen eines hiesigen Seminars stellte der Examinator an eine der Seminaristinnen — man examinirte gerade Zoologie — die Frage, was sie von den Affen wisse. Ganz sicher und bestimmt antwortete die Gefragte darauf, „daß der Affe vom Menschen abstamme". Homerisches Gelächter überzeugte sie erst von der Bedeutung des Gesagten und verschämt und eingeschüchtert hauchte sie ihrer Antwort nun den Nachsatz „ach nein, umgekehrt" nach. Ob die Dame das Examen überhaupt bestanden, hat unser Gewährsmann nicht verrathen, doch tritt er für die Wahrheit des Mitgetheilten ein.

— (Der Gruß einer Kaisertochter.) Das „Wiener Salonblatt" beschreibt in seiner letzten Nummer das kaiserliche Jagdhaus am vorderen Langbathsee, dessen einfache, waidmännische und doch geschmackvolle Einrichtung die Bewunderung der Besucher erregt. Bei Besprechung der Appartements des Kaisers, welche aus einem Arbeitssalon und einem Schlafzimmer bestehen, wird eines Gedichtchens erwähnt, welchem sich eine von der Erzherzogin Valerie angefertigte Zeichnung anschließt. Dieselbe zeigt zwei mächtige Fichten und zwischen denselben am unteren Rande en miniature das Jagdhaus selbst, über demselben aber folgende Verse der Erzherzogin:

Von Bergen umgeben, von Wäldern umrauscht,
Liegt ein See tief unten im Thal.
Ein Häuschen steht einfach am Ufer dort,
Gott segn' es tausendmal.

Denn fliehend das wirre Getümmel der Stadt,
Eilt in heiliger Ruhe hieher
Mein Vater, wenn manchmal auf seinem Haupt
Die Krone drücket zu schwer.

Hier vergißt er die Sorgen, vergißt der Müh'n,
Weiht dem edlen Waidwerk sich nur,
Und schöpfet sich neuerdings Jugendkraft
Aus Gottes freier Natur.

Und darum segn' ich dich viel tausendmal
Du liebes, einsames, stilles Thal.

Zum 18. August 1884.

Valerie.

Verantwortlicher Redakteur W. Sievers in Stettin

Telegraphische Depeschen.

Paris, 29. Juli. In der Generalversammlung der Aktionäre des Panama-Kanals widerlegte Lesseps alle über das Unternehmen umlaufenden ungünstigen Gerüchte. Die Versammlung nahm die von Lesseps gestellten Anträge an.

Der Naturforscher Milne-Edwards, Doyen der Akademie der Wissenschaften, ist gestorben.

Wie die Zeitungen behaupten, wären von dem 12 Millionen-Kredit für Madagaskar 7 Millionen bereits verbraucht, die Blätter folgern daraus die Nothwendigkeit neuer Kreditbewilligungen.

Nach den letzten, vom 18. Juni datirenden Nachrichten von der afrikanischen Westküste haben die Truppen von Dahomey ihre Angriffe gegen Porto-Novo nicht erneuert.

Rom, 29. Juli. Die marokkanische Gesandtschaft wurde heute Nachmittag von dem Könige in Gegenwart des Ministerpräsidenten Depretis, des Marineministers Brin und der Hochwürdenträger empfangen.

Rom, 29. Juli. In der Allokution des Papstes heißt es: Frankreich legt uns eine außergewöhnliche Sorge auf in Folge der zahlreichen und ernsten Hindernisse, welche dort der Gang der öffentlichen Angelegenheiten der Kirche bereitet. Dasselbe muß von Deutschland gesagt werden, in Bezug auf welches wir sicherlich nichts so sehr und mit allen unseren Kräften wünschen, als die Harmonie zwischen den bürgerlichen und religiösen Interessen auf eine dauerhafte Weise herzustellen, es sind aber große Anstrengungen erforderlich, um die bestehenden Schwierigkeiten zu überwinden.

Peschawar. 29. Juli. Der britische Gesandte ist nach Kabul abgereist.

Ein Ehrenwort.

Roman

von

Bernhard Frey (M. Bernhard).

36)

Er war sofort bereit, mit Erhards Diener zu kommen; mochte jener sich ihm entzogen, mochte eine noch so große Entfremdung zwischen ihnen Platz gegriffen haben, er war krank, er rief ihn, er war sein ehemaliger Freund, und dies genügte.

Ja krank, todtkrank sah der Maler aus, wie er von seinem Bett aus Harald mit einem traurigen Lächeln begrüßte. Die Frau des Concierge, eine gutmüthig aussehende Person, erhob sich bei Haralds Eintritt sofort von ihrem Sitz neben dem Lager und sagte, sobald der Besuch fort sei, werde sie wiederkommen, einstweilen wäre nichts zu thun; die Medizin habe sie soeben eingegeben.

„Traunstein," sagte Erhard, als sie allein mit einander waren, mit trockener, rauher Stimme, „ich kann nicht viele Worte machen, Du siehst es, ich bin sehr krank. Ich hörte den Arzt zu den Leuten draußen sagen, es könne leicht Typhus bei mir werden; — dann verliert man die Besinnung, weißt Du. Aber noch habe ich die meine, habe sie ganz und gar. Glaubst Du mir dies?"

„Natürlich, Du sprichst ja klar und besonnen."

„Ja, das thue ich; aber doch macht es mir schon Mühe, meine Gedanken zusammenzuhalten, und lange werde ich nicht mehr können. Was ich sagen — ja, — was ich sagen wollte, Traunstein, — ich habe nicht schön an Dir gehandelt, — aber vielleicht verstehst Du mich. Ich habe mich geschämt vor Dir."

„Laß das jetzt, Erhard, denke nicht mehr daran, ich bin Dir gar nicht böse. Und nun sage mir lieber, womit ich Dir helfen kann, weshalb Du mich rufen ließest?"

„Weshalb? — Ach ja! Es ist sehr gut, daß Du mich erinnerst, weil sonst — vielleicht — verstehst Du alles, was ist zu Dir sage?"

„Gewiß, ganz deutlich. Warum fragst Du?"

„Mir klingt meine Stimme wie aus weiter Ferne, als spräche nicht ich, sondern ein anderer. Findest Du keinen — Leichengeruch hier im Zimmer?"

„Nicht im mindesten. Versuche, Dich zusammenzunehmen, Erhard; besinne Dich, um welchen Dienst Du mich bitten wolltest."

„Dienst, sagtest Du? Ja, ganz recht. Jetzt weiß ich es, rasch, Harald, rasch. Als ich merkte, ich würde krank, wirklich sehr krank, da packte ich schnell alles zusammen, was ich von ihr habe, kleine Andenken und Briefchen und trockene Sträußchen aus Trouville, alles — denn — denn — sie gehört mir nicht mehr, und jene Dinge dürfen es darum auch nicht. Wenn sie mich fortbringen von hier, käme das alles in unrechte Hände; es könnte sie kompromittiren, und das will ich nicht haben. Du wirst zu ihr gehen, Harald, zu ihr selbst und wirst ihr dies geben in meinem Namen; nichts habe ich zurückbehalten, nichts, hörst Du? — Und heute noch mußt Du es thun."

Halb im Bett emporgerichtet, langte der Maler ein fest eingewickeltes Packet unter seinem Kissen hervor und reichte es Harald. Dieser griff zögernd danach.

„Sollte ich es nicht lieber verbrennen, Erhard, — hier vor Deinen Augen?"

In dem abgezehrten Gesicht zuckte es unheimlich.

„Verbrennen? Nein, nein! Alle ihre Bilder habe ich ja schon verbrannt — eines nach dem anderen, — die Odaliske und die Kreidezeichnung, alle — nichts kann sie verrathen, wenn ich fortgebracht werde; Niemand findet eine Spur von ihr, — sag' ihr das, verstehst Du? Aber dies hier soll sie selbst empfangen durch Dich. Vielleicht liest sie später noch einmal, was alles sie mir versprach, und was sie aus mir gemacht hat, und bereut — nein, keine Reue; sie hat mich ja selig gemacht, Heddich Zarenga. Wirst Du, Harald, wirst Du?"

Seine Augen glühten schon im Fieber; sie blickten flehentlich; seine heißen, zitternden Hände umspannten des Grafen Rechte. Dieser kämpfte einen großen Widerwillen gegen diesen Auftrag — gerade diesen — nieder.

„Ich werde, Erhard," sagte er kurz, fast hart.

„Nun, so danke ich Dir, Traunstein. Was macht Elisabeth?"

Er fragte es in unnatürlich ruhigem Ton. Seine Gedanken flogen wirr durcheinander; er konnte nicht mehr wissen, was er sprach; seine Bitte an den einstigen Freund war sein letztes bewußtes Wort gewesen.

„Sie war ja eigentlich schöner," fuhr er in demselben sinnenden, ruhigen Tone fort, „und Du siehst ihr ähnlich, Harald. Ich weiß, wie ich mich damals auf der Militärschule freute, als Du mich einludest, Dich auf dem Traunstein zu besuchen, und mir von Deiner Schwester erzähltest, die Dir ähnlich sähe. Dann sah ich sie in dem alten, düstern Schloßgarten, wo all' die unzähligen Linden blühten; sie hatte Lippen wie Ros·n; — aber es giebt auch solche, die sind wie Tollkirschen. Den Tod bringen sie, — und man pflückt sie doch."

Harald erhob sich und steckte das Packet zu sich; er klingelte nach dem Diener; es war ihm schwer und beklommen ums Herz. Er sprach ein paar Abschiedsworte herzlich und tröstend und reichte dem Kranken die Hand. Allein dieser starrte ausdruckslos an ihm vorbei ins Leere und bewegte flüsternd die Lippen.

„Ja, — die Rosen und die Lindenblüthen duften —; aber der Leichengeruch ist stärker, — viel stärker —"

„Du selbst, zu ihr selbst."

Immer klang die spröde, halb erstorbene Stimme in Haralds Ohr, wie sie diese Worte sagte. Dies war nun wieder ein Versprechen gewesen, das er einem schwerkranken, vielleicht sterbenden Manne gegeben hatte, und wenn es auch nicht so verhängnißvoll in sein Leben eingriff wie jenes erste, so war ihm die Ausführung doch unsäglich peinvoll, ja widerwärtig. Er hatte sich damals, als er das von rother Fackelgluth angestrahlte Palais verließ, gelobt, mit seinem Wissen und Willen Heddich Zarenga nie mehr wiederzusehen. Mochte er die gefeierte Schönheit auf den Boulevards treffen, in der Oper sehen: sein Fuß sollte ihr Haus niemals wieder betreten, — und nun dennoch und so bald — mit dem ganzen Groll und Grimm in voller Stärke im Herzen. Wie er sie haßte und verachtete, die gewissenlose Frau, die ein hoffnungsvolles Künstlerdasein achtlos geknickt hatte und nun leichten Fußes darüber hinwegschritt, neuen Triumphen entgegen.

Diesmal lag das stolze Gebäude in der Avenue de Wagram im vollen Sonnengold da, — anspruchsvoll und prächtig, die Absätze der gleißenden, lichtgrauen Marmorstufen mit den üppigsten Pflanzengruppen bestellt, in der Vorhalle die Dienerschaft bunt durcheinander, geschniegelte Franzosen, würdevolle Araber, flinke Tscherkessen.

So stark erwachte Haralds Widerwillen bei diesem Anblick, daß er schon mitten in der Halle zaudernd stand, halb zur Umkehr entschlossen. Wie mit unsichtbarer Hand zog es ihn hinweg; er fühlte eine tiefe Unruhe und schalt auf seine schlechten Nerven, dachte an sein Versprechen und trat näher.

Ein junger Pariser schob mit geringschätziger Geberde den hohen, schlanken Araber bei Seite, der sich mit dem Anstand eines Königs dem Gast genähert, und fragte nach Haralds Begehren.

Madame? — O ja, Madame sei daheim, erklärte der Diener, nur wisse er nicht sicher, ob sie zu sprechen sei; man müsse Nastje fragen, ihre Zofe; einstweilen bitte man, hier einzutreten, man werde sofort zurück sein.

Die Karte des Legationssekretärs Grafen Traunstein wandert in die Hand des Jünglings und er eilt davon.

Eine ku·ze Pause, dann ein gleitender Tritt, ein leises Klirren aneinandergereihter Goldmünzen, zwei auffunkelnde Augen, Arme, die sich demüthig über der Brust verschränkten, — Nastje.

Sie spricht ein paar leise Worte in sehr gebrochenem Französisch. Harald versteht nur:

„Verzeihen — Gebieterin — Toilette — Warmhaus — folgen."

Börsenbericht.

Stettin, 29. Juli. Wetter leicht bewölkt. Temp. + 17° R. Barom. 28" 5"'. Wind N.

Weizen flau, per 1000 Klgr. loko gelb. u. weiß. 160 bis 167 bez., per Juli-August 164,5 nom., per September-Oktober 165 B., 164.5 G., per Oktober-November 166 bez., per November-Dezember 168,5—168 bez., per April-Mai 177—176,5 B., 176 G.

Roggen flau, per 1000 Klgr. loko incl. 136—139 bez., per Juli u. per Juli-August 143 B., per September-Oktober 144,5 bez., per Oktober-November 146,5—146 bez., per April-Mai 154—153,5 bez.

Hafer unverändert, per 1000 Klgr. loko Pomm. 142 bis 146 bez.

Winterrübsen sehr flau per 1000 Klgr. loko 200 bis 210 bez., per September-Oktober 220 bez. u. G.

Winterraps flau, per 1000 Klgr. loko 204—218 bez.

Rüböl flau, per 100 Klgr. loko o. F. b. Klgk. 47,5 B., per Juli 46 B., per September-Oktober do.

Spiritus loko niedriger, Termine schwach behauptet, per 10,000 Liter % loko o. F. 41,3 bez., per Juli und per Juli-August 41 nom., per August-September 41 bis 41,1 bez., B. u. G., per September-Oktober 41,8—42 bez., B. u. G., per Oktober-November 42,5 B. u. G., per November-Dezember 42,5 bez

Petroleum per 50 Klgr. loko 7,8 tr. bez

Landmarkt. Weizen 162—164, Roggen 142 bis 145, Gerste 150—152, Hafer 145—150, Rübsen 204 bis 210, Kartoffeln 48—54, Heu 2—2,50, Stroh 18—21.

Er folgt der buntgekleideten Gestalt, die voranschlüpft — weiter — immer noch weiter. Ist denn dies Haus ein Labyrinth, will es kein Ende nehmen? — Rechts, links, geradeaus, überall die rauschenden Vorhänge zurückgeschlagen; dahinter immer neue Pracht, ein prahlerischer, orientalischer Luxus, dazu ein schwerer Ambraduft, der dem aus der reinen, warmen Sommerluft Kommenden den Kopf wüst macht und den Athem nimmt.

Jetzt eine kleine Tapetenthür, ein Knopf, auf den die Tscherkessin drückt. „Hier," sagt sie nur und zieht sich geräuschlos zurück.

Harald steht inmitten einer tropischen Wunderwelt. Dies Warmhaus der Zarenaas, das Unsummen verschlungen, bildet sogar für Paris eine Merkwürdigkeit. Oft kommen Fremde, es zu sehen. Da steigen Palmen mit schlankem Schaft kerzengerade in die Höhe und rühren mit den gefiederten Wipfeln fast an die schwindelnd hohe Glasdecke, strahlenförmig zusammengefügt, ein Kunstwerk für sich allein.

Grünes Gespinst und Rankengewirr kriecht über den Fußboden, schwingt sich an zierlichen Säulenschaften auf, hängt wie zartes Geflecht von vergoldeten Gallerien nieder und wirft riesengroße, purpurrothe und tiefblaue Sammetkelche dazwischen, während schwere, violette Blüthentrauben und goldglänzende Dolden drüber hinschaukeln, als trügen sie zuviel an Duft und Farbe.

Silberschimmernde Fontänen sprühen auf da und dort mit einem feinen, zischenden Ton, — in großen Bassins, von prachtvollen Riesenfarren umwuchert, träumt still die bleiche Wasserrose, und schließt die Lotosblume sacht ihren geheimnißvollen Kelch auf.

Aus dem saftigen Kelch der Kakteen tropfen die gluthrothen, lang zugespitzten Blüthen hervor, und Rosen — Rosen überall, ganze Wände bedeckend, von der bleichen, zarten Theerose bis zur köstlichen, dunkeln Centifolie und jenen fast schwarzen Blumen, zwischen denen die hellen Sternchen der Orangeblüthe hereinnicken. Mit weitausholenden, grünen Armen greift fremdartiges Schlinggewächs von Säule zu Säule; wie rothe Früchte, wie goldene Kugeln leuchtet es da und dort, und zu dem allen eine wohlige, feuchtwarme, dufttrunkene Atmosphäre, von leisen Dunstwolken umschleiert. In einem prachtvollen, vergoldeten Vogelhause, im phantastischen, maurischen Stil gehalten, schwirrt goldglänzendes, ausländisches Vogelvolk durcheinander; es hebt das leuchtende Gefieder und schwingt sich auf zitternden Flügelchen von einem Goldstäbchen zum andern, zuweilen hört man ein schwaches Surren, wenn das feine Drahtgeflecht gestreift wird, und man vernimmt das traumhafte Geplätscher der springenden Wässer; sonst ist alles still.

Harald macht ein paar unsichere Schritte auf dem hochaufgehäuften, silbergrauen Sand; da schlägt es sich vor ihm zurück wie ein lebendiger Vorhang aus blumendurchwirktem Grün, und die Herrin dieses Feenpalastes steht da, in ein weich anschmiegendes, griechisch gefaltetes Gewand gekleidet, blauschillernde Metallschlangen um die Arme, die goldigen Locken hoch hinaufgesteckt.

„Eine große Ueberraschung für mich, Herr Graf, Sie bei mir zu sehen. Sie verzeihen meine Toilette und das Warmhaus als Empfangssalon; allein ich bin zu sehr daran gewöhnt, mich hier unmittelbar nach dem Bade aufzuhalten; es bekommt mir zu gut."

„Ich nehme Ihre Zeit nicht lange in Anspruch, Madame, und bitte gleichfalls um Verzeihung für mein Eindringen. Mich führt lediglich der Auftrag eines Freundes hierher."

Sie lächelte freundlich.

„Und der wäre? — Bitte, folgen Sie mir, wir wollen uns setzen. Hier — dies ist ein hübsches Plätzchen, nicht wahr?"

Sie ist ihm vorangegangen, eine Wendung nach rechts, und eine Grotte aus Tuffstein, an deren niedriger Decke eine kleine, roth erleuchtete Hängelampe schwebt, wird sichtbar. Die Steinsitze sind mit dickem Bärenfell belegt; ein riesiger, ausgestopfter schwarzer Bär liegt auf dem Fußboden hingekauert.

Ein Stück von der Grotte entfernt steht das Affenhaus, eine große, chinesische Pagode; drinnen ist ein unausgesetztes Huschen und Klettern, ein Schnattern und Keifen, ein Grinsen und Zähnefletschen. Frau Heddich bleibt davor stehen.

„Hier habe ich immer meinen Spaß," sagt sie unbefangen; „sie sind zu drollig und zu menschenähnlich. Sehen Sie, wie ehrwürdig der große Chimpanse dort in seinem Winkel hockt und sich nachdenklich mit der haarigen Hand das Kinn streicht. Und die Kleinen, wie sie sich gegenseitig hassen und beneiden."

Sie nimmt aus einem Korbe, der in ihrer Nähe steht, eine Hand voll geschnittener Kuchen und beginnt, die Thiere zu necken.

(Fortsetzung folgt.)
